

Zeitschrift: Sonos / Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und Hörgeschädigten-Organisationen
Herausgeber: Sonos Schweizerischer Verband für Gehörlosen- und Hörgeschädigten-Organisationen
Band: 108 (2014)
Heft: 4

Buchbesprechung: TAUBE NUSS : Leseprobe der besonderen Art

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TAUBE NUSS – Leseprobe der besonderen Art

Alexander Görsdorf ist schwerhörig, und Schwerhörigkeit sieht man nicht. Deshalb muss er im Alltag nicht nur regelmässig «Wie bitte?» fragen, sondern ist auch froh, wenn es ihm gelingt, unfallfrei einen Kaffee zu bestellen. Immerhin: Frauen stehen auf ihn, denn er schaut ihnen auf die Lippen wie kein anderer. Witzig, selbstironisch und ohne falsche Scham erzählt Alexander Görsdorf aus seinem Leben als Schwerhöriger, das ihn immer wieder in schräge Situationen führt, aber auch in fremde Länder und schliesslich unters Messer der Hightech-Medizin.

Einblicke in «TAUBE NUSS»

In seinem im September 2013 erschienenen Buch «TAUBE NUSS» erzählt Alexander Görsdorf über 40 Geschichten aus seinem schwerhörigen Leben.

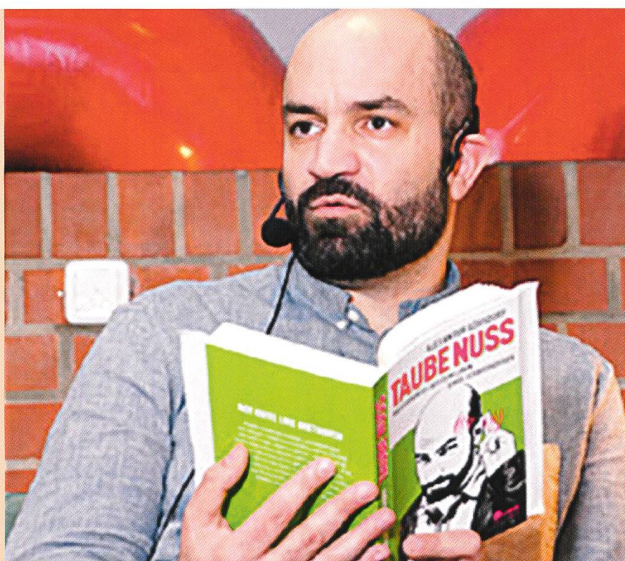
Das sonos-Redaktionsteam möchte mit dieser Leseprobe der besonderen Art einiger ausgewählten Geschichten Einblick in das Schwerhörigenleben von Alexander Görsdorf geben und Lust auf mehr machen.

Görsdorf schreibt im Vorwort zu seinem Buch: «Schwerhörigkeit ist permanent Sand im Getriebe des Alltags. Kein Wunder, dass Schwerhörigkeit als unsexy gilt. Als Karrierekiller, und dass sie weder von der Gesellschaft noch von denen, die sie haben, gut angesehen ist. Ich dagegen schaute ganz genau hin. Ich hatte eine Menge Geschichten zu erzählen. Denn Schwerhörigkeit verschafft ihrem Besitzer Merkwürdigkeiten und Absurdes im Abonnement. Mit der Zeit merkte ich, dass man es als taube Nuss schon faustdick hinter den Ohren haben muss, um im Alltag zu bestehen. Ein Fingerbreit Hörtechnik reicht da bei weitem nicht aus. Man muss seine Marotten kultivieren. Und öfters seine Mitmenschen irritieren. Langsam, ganz langsam merkte ich: Das hatte ich mein ganzes Leben lang getan.»

STILLE UND ICH

Ich war 18, als unser Verhältnis den Bach hinunterging. Stille und ich, ab da wurden wir nie wieder zusammen gesehen. Sie entzog sich mir, schlagartig und dauerhaft. Ich hatte Tinnitus. Es war nie wieder still in meinem Kopf.

Zuvor hatte ein beherzter Griff an die Hörgeräte genügt, und sie war da. Auf Knopfdruck versank ich in ihren Armen, wenn ich schlafen wollte.



Alexander Görsdorf.

Sie kralte mir den Nacken, wenn ich Entspannung suchte, und massierte ihn, wenn ich konzentriert arbeiten wollte. Egal ob Strassenlärm, der Sitznachbar in der Bahn, der Nachbar mit der Bohrmaschine oder der langweilige Französischlehrer - alles Störende vergeblich, so als habe jemand einen schalldämpfenden Teppich über die Welt geworfen. Wir waren ein gutes Paar! Jetzt an Stilles Stelle: ein hohes Pfeifen, manchmal auch ein klingelndes Sirren. Erst auf dem rechten Ohr, fünf Jahre später auch auf dem linken. Immerhin, die Symmetrie half beim Aushalten. Mein Kopf fühlte sich wieder rund an.

Ich erinnere mich genau, wie der Tinnitus in mein Leben trat, eines sonnigen Morgens im Herbst. Es war um kurz vor acht im Kunstunterricht. Schon in den ersten Sekunden war der Ton unverwechselbar anders als dieses kurze Klingeln in den Ohren, das wohl jeder kennt. Es klang fordernd. Druckvoll. Und selbstbewusst. Wie ein Liebhaber, der bereits weiss, dass er bekommt, was er will. Stille hatte gegen ihn keine Chance. Ich auch nicht.

Die ersten Jahre ohne sie waren schlimm. Mit Tinnitus konnte ich mich schlecht konzentrieren, war reizbar und deprimiert. Ich konnte kaum einschlafen und irrte ziellos durch die Strassen. Suchte Stille und fand sie nicht. Eine Zeitlang entfloh ich in den Rausch, bezahlte das aber nicht nur mit einem Kater, sondern auch mit besonders nervzehrenden und lauten Tönen. Traf ich Stille zufällig doch, wurde alles nur noch schlimmer. Denn mein neuer Begleiter wich mir nie von der Seite; das Zusammentreffen der beiden war jedes Mal mehr als unangenehm. Wo Stille war, wurde der Neue laut - und ich litt wie ein Hund. Schweren Herzens begann ich, Stille aus dem Weg zu gehen, wo ich konnte.

Alexander Görsdorf wurde 1975 geboren; seine Schwerhörigkeit hat sich seit früher Kindheit stetig verschlimmert. Trotzdem ging er in den USA auf die Highschool, studierte Philosophie und Europäische Ethnologie in Berlin und Sevilla und arbeitete in Harvard an seiner Promotion. Nach deren Abschluss war er als Kommunikationsberater tätig.

Das rieten mir auch die Ärzte, es ist ihr Standardratschlag. Stille meiden, würde den Tinnitus ruhig halten, versprochen sie, und wenn ich das durchhielte, vielleicht würde er irgendwann das Interesse an mir verlieren. Hätte ich noch kein Hörgerät gehabt, sie hätten mir eines verschrieben. Ich kaufte mir Regenhölzer und

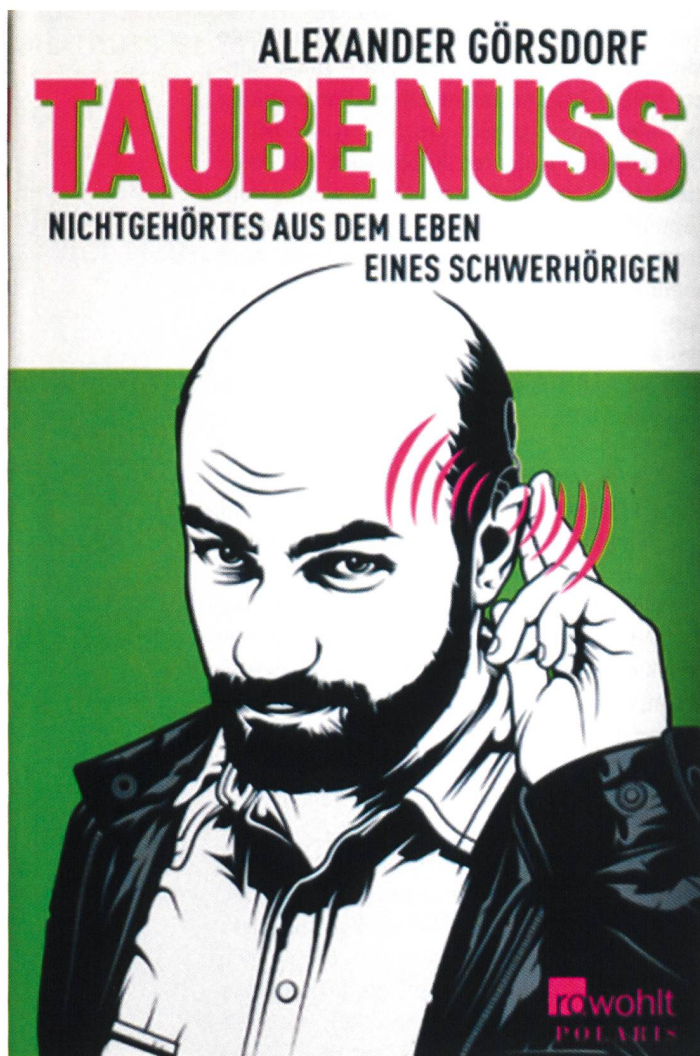
allerlei CDs mit Fahrstuhlmusik für die Zeiten, in denen ich eigentlich nur Stille gebraucht hätte. Ich dachte sogar über einen Zimmer-springbrunnen nach. Die ständige Berieselung verschaffte mir ein wenig Erleichterung. Langsam lernte ich, den Neuen zu akzeptieren. Es ging nicht anders. Doch lösen konnte ich die ungewollte Beziehung nicht. Der Neue verschwand nicht, im Gegenteil, er wurde lauter und fordernder. Je stärker meine Ertaubung fortschritt, umso übler wurde die tönende Gesellschaft in meinem Kopf. Was sich kaum jemand klarmacht: Hörgeräte müssen bei starker Schwerhörigkeit alles auf die Lautstärke einer Motorsäge bringen, damit man es hört. Man presst praktisch fortwährend das Ohr an den Lautsprecher einer Krawallband. Das ist den Haarzellen im Innenohr natürlich nicht gerade förderlich. Je stärker die Hörgeräte, umso nötiger hätten ich und meine Ohren Entspannung in Stilles Armen gehabt. Doch statt wie früher Entspannung bedeutet Knopfdruck für mich inzwischen: Umschalten auf Stockhausens Helikopter-Streichquartett. Tagsüber ist das noch zu ertragen, ich habe zu tun, bin abgelenkt. Aber abends, wenn langsam alles ruhig wird und der Kopf aufs Kissen sinkt - dann macht der Ton in meinem Kopf Party! Aufwachen heisst, in eine Welt aus Baulärm geworfen zu werden, der nicht wieder aufhört.

Wer weiss, vielleicht wäre es anders gekommen, hätte ich Stille mehr Aufmerksamkeit geschenkt? Ich wusste nicht, was ich an ihr hatte. Ich nahm sie für selbstverständlich - sie war ja immer da gewesen, wenn ich es wollte. Ihre Anwesenheit war einer der wenigen Vorteile in meinem zunehmend schwerhörigen Leben, abgesehen vielleicht von der Toleranz für schnarchende Bettgenossinnen. Ich empfand Stilles Nähe und Verfügbarkeit daher als nur gerechten Ausgleich. Ich fand, das stand mir zu.

Wer dies vermessen findet, sollte bedenken: Ich musste nie etwas dafür tun, dass sie kam. Im Gegenteil, tun musste ich etwas dafür, dass sie ging: Hörgeräte tragen und einschalten nämlich. Und ehrlich gesagt, als Jugendlicher war ich mehr an Musik interessiert, die mich durchs Leben und meine Gefühle trug, als an Stille. So musste ich Stille erst verlieren, bevor ich wusste, was sie wert war. Wahrscheinlich braucht man eine gewisse Lebens- und Lärmerfahrung, bevor man darauf kommt, sich so etwas wie Stille zu wünschen. Blicke ich heute zurück, erscheint sie mir jedenfalls schmerzlich schön, meine Stille. Jede Sekunde meines Wachseins nimmt der Neue in Anspruch, Stille «höre» ich seit jenem Dienstagmorgen im Herbst nur noch

im Traum. Dann sind wir wieder zusammen, und es ist wie früher. In meine Träume ist mir der Tinnitus nie gefolgt. Bisher zumindest.

Aber es geht mir auch besser, seit ich eine neue Begleiterin gefunden habe. Ruhe nämlich. Bei unserer ersten Begegnung hat sie mich sehr an Stille erinnert; doch im Unterschied zu ihr war sie nicht auf Knopfdruck zu haben. Ich musste mich um sie bemühen. Und lernen, Heiterkeit und Gelassenheit zu einem Teil meiner Persönlichkeit zu machen. Das war ihre Bedingung. Ausserdem kommt sie ziemlich gut mit dem Tinnitus klar. Ich glaube, das könnte eine Beziehung fürs Leben werden.



DAS BEUTESCHEMA

Ein Sonntagabend im Februar. Ungefähr halb zehn Uhr abends. Drei Typen saßen mit dem zweiten und dritten Bier in der Hand um meinen Küchentisch herum. Ich hatte zwei Freunde eingeladen, Lino und Stefan, mit mir die Woche ausklingen zu lassen. Für mich war das gut,

denn in meiner Küche bestimmte ich - über die Musik nämlich. Und das hiess: Es gab gar keine. Ausserdem war der Raum klein, und wir saßen eng zusammen. Optimale akustische Bedingungen. Für Lino traf sich die Einladung gut, denn er war noch etwas mitgenommen. Zwei Tage vorher hatte ihm seine gar nicht mehr so neue Liebe nach sieben Monaten eröffnet, dass sie ihn nie mehr wiedersehen wolle. Stefan kam sie, wie sich herausstellte, auch gelegen. Er wollte Lino gern mit guten Ratschlägen wiederaufbauen.

«Jetzt mal ganz ehrlich: Das hätte ich dir auch vorher sagen können, dass du dir an der nur wieder weh tust. Das ist dein altes Beuteschema, da musst du dich mal von lösen.»

«Meinst du?» Lino wirkte schon etwas matt. «Aber die war doch so gar nicht wie Jenna. Viel grösser und ausserdem rothaarig.»

«Nein, nein, es geht hier nicht nur ums Aussehen. Ich hab grad neulich wieder einen Artikel darüber gelesen.»

Stefan las auf dem Klo gern die Frauenzeitschriften seiner Freundin. Und er dozierte gern.

«Es geht nur am Rande ums Aussehen. Viel wichtiger ist das Wesen und was ihr zusammen bildet. Sie war genau wie Jenna. Kühl, kontrollierend, ein bisschen etepetete. Für dich Gelegenheit, dich zu unterwerfen.»

«Hm.» Lino schien nicht überzeugt.

«Also mich hat sie auch nicht an Jenna erinnert», fand ich. «Vielleicht ein bisschen an Christina.» Das war Linos vorherige Ex.

«Genaugenaugenau. Christina, die hat auch schon in das Muster gepasst.»

Wenn man zwei Sachen sagte, hatte Stefan die Angewohnheit, nur das zu verstehen, was ihm gerade in die Argumentation passte. Er schlug Lino auf die Schulter.

«Man lebt letztlich immer wieder die gleichen Beziehungen. Frauen suchen sich meistens einen, der ihrem Vater ähnelt. Und Männer eine, die ihrer Mutter ähnelt. Immer wieder die Eltern. Und scheitern dann daran, sie zu ändern. Oder sie zu retten.»

Ja, was denn nun, dachte ich. Ausserdem schien mir das zu einfach. «Glaubst du doch selbst nicht», sagte ich.

«Keiner mag es, wenn man ihm das sagt», grinste Stefan. «Aber genau so läuft das. Das ist das Muster, wenn man mal genau und bei richtig vielen nachschaut.»

Lino überlegte. «‘Kühl und kontrollierend‘, ich weiss nicht. Wenn ich überlege, worauf ich ausser dem Aussehen stehe, dann kommt bei mir eher so etwas wie ausgeglichen und weiss, was ihr Spass macht.»

Da ich Linos Mutter kannte, wusste ich, dass das so ungefähr das genaue Gegenteil seiner Mutter war.

«Wie ist das denn bei dir?», fragte er Stefan. Seit wir ihn gemeinsam bei einer Kung-Fu-Schnupperstunde kennengelernt hatten, war Stefan immer Single gewesen. Also mindestens die letzten anderthalb Jahre. «Wie ist denn dein Beuteschema?»

«Ich stehe auf Lockerheit», sagte Stefan. «Verkrampftheit geht gar nicht. Wenn mir eine gefallen will, muss sie ganz entspannt sein. Und vielleicht mich ein wenig dominieren lassen.»

«Und du?» Lino und Stefan guckten mich erwartungsvoll an. «Was ist dein Beuteschema?»

Ich musste nur kurz überlegen: «Ich habe nur Freundinnen mit tiefem Timbre. Versteh ich einfach besser.»

Und das stimmte wirklich. Zwar hörte ich in keinem Frequenzbereich mehr normal, mittlere bis hohe Töne jedoch hörte ich besonders schlecht. Hohe Stimmen verstehen zu müssen, war für mich eine Qual. Entsprechend schwierig war es für mich, mit Frauen zu sprechen. Oft traute ich mich nicht einmal, sie anzusprechen - ich wusste ja, dass ich die Antwort nicht würde verstehen können. Manchmal, und das musste nicht einmal in besonders lauter Umgebung sein, hörte ich nicht einmal, dass sie etwas gesagt hatten. Hektisch haspelnde Frauen konnten bei mir genauso wenig landen wie leise oder mädchenhaft flötende.

Meine weiblichen Freunde waren darum auch gar nicht piepsig, sondern alles ausgesuchte Resonanzkörper.

SPIEL, SATZ UND ...

Nachdem ich mich im neuen Job eingelebt hatte, beschloss ich, mich jetzt auch einmal ums Netzwerken zu kümmern. Mittlerweile war es

Dezember, mein Chef hatte mir die Einladung zu einem Branchenstammtisch zugespielt. Diese Gelegenheit wollte ich nicht verpassen. Nach Feierabend machte ich mich auf den Weg in die Bar, in der das Treffen stattfinden sollte - und machte mich bereit für das Spiel.

Kaum dass ich vor der Bar aus dem Bus gestiegen war, prüfte ich schon von draussen das Spielfeld. Es handelte sich um ein ehemaliges Eisenbahndepot, um einen einzigen grossen und hohen Raum, in dem sicher an die 200 Menschen Platz fanden. Ganz so voll war es nicht, doch schon von draussen sah ich, dass der Raum laut und die Akustik hallig sein würde. Als ich die Tür öffnete und eintrat, scholl mir Gelächter und laute Musik entgegen. Ich schluckte. Auf einer Schwierigkeitsskala von eins bis zehn war dies eine klare Elf. Das dort in der Ecke, dieser grosse leere Tisch mit den fünf Leuten, die darumstanden, musste der Stammtisch sein. Gleich neben dem Eingang in einer Ecke. Das war schon einmal eine Erleichterung. Ich atmete tief durch, setzte mein freundlichstes Gesicht auf und ging zum Tisch.

Dabei erkannte ich die Art des Spiels. Ein grosser L-förmiger Tisch mit Stühlen drumherum, zudem war anzunehmen, dass die Leute Essen bestellen würden. Heute Abend würde also Roulette gespielt werden. Und im Gegensatz zu einem Stehempfang, bei dem ich herumwandern, mich locker hin und her bewegen, mal mit dieser, mal mit jenem plaudern könnte, je nachdem wie es sich ergab, würde ich aller Voraussicht nach nur ein einziges Mal setzen können - nämlich mich selbst. Dann würde ich lange dort sitzen müssen, wo ich mich eben hingesetzt hatte. Erst, am späteren Abend, wenn sich Leute verabschieden und dadurch Lücken ergeben würden, könnte ich mich eventuell noch einmal umsetzen.

Ich war definitiv eher ein Liebhaber des Spiels mit Stehtischen. Das erlaubte mir mehr Flexibilität. So festgesetzt zu sein und davon abhängig, ob ich mit dem einen grossen Einsatz Glück hatte, gefiel mir gar nicht. Am Tisch eingepfercht, konnte ich mich nur mit der Person links neben mir unterhalten (wo mein elektrisches Ohr war) und mit der direkt gegenüber (wo ich am besten Lippen lesen konnte). Nur diese beiden Personen waren für mich akustisch gut erreichbar. Mit diesen beiden also musste ich Glück haben, hier musste der Funke überspringen, die Unterhaltung fliessen. Und zwar nicht nur ein paar Minuten, sondern so lange wie möglich. Sobald es mit diesen beiden nichts mehr zu erzählen gab, war mein Einsatz verlo-

ren. Die Person rechts von mir dagegen, auf der Seite meines schlechten Ohrs, sollte möglichst von Anfang an nicht allzu interessant und auch nicht allzu interessiert an mir sein, damit ich nicht in Verlegenheit kam, wenn ich sie nicht verstand. Die Chancen auf einen gelungenen Abend waren gering!

Während ich die vier Meter zum Tisch ging, unter Hochdruck, prüfte ich die Situation und die Leute, die bereits am Tisch sassen und standen. Daraus entwickelte ich meine Strategie für den Abend. Ich dachte:

«Dieser dort, im gestreiften Hemd ohne Jackett, der dem anderen gerade die Hand schüttelte - das könnte der Gastgeber sein. An den sollte ich mich halten. Er steht aber noch, das ist keine Hilfe für die Platzwahl. Hmm, dieser Typ dort, der sieht interessant aus. Vielleicht sollte ich versuchen, den zu meiner Linken zu haben, mich an ihn dranhängen und versuchen, mich zu setzen, wenn er sich setzt? Da in der äussersten Ecke des Raumes wäre der akustisch beste Platz. Dort hätte ich zwei Wände im Rücken, dort sollte ich mich am besten hinsetzen. Aber dort würden dann zwei Leute ziemlich dicht an meinem schlechten Ohr sitzen. Hohes Katastrophenpotenzial! Vielleicht doch besser an einer Ecke des kurzen Endes des L-förmigen Tisches? Nicht die beste Akustik dort, mit dem Rücken zum Raum. Aber dort würde niemand auf meiner schlechten Seite sitzen.»

Leider sass noch niemand am Tisch. Um diesen Platz für mich zu besetzen, hätte ich mich also alleine hinsetzen und warten müssen. Und der Tisch würde sich vermutlich eher von rechts als von links füllen. Niemand, ausser mir eben, würde sich zuerst an diese Seite setzen. Ich beschloss, das Risiko einzugehen, mich am Ende anderswo hinsetzen zu müssen - und dafür zunächst mit dem Gastgeber zu sprechen. Ich wollte mich vorstellen, ein paar Worte sagen und eine erste Unterhaltung mit sehr vorhersehbaren Fragen und dem Austausch von Nettigkeiten führen. Zur Sicherheit legte ich meine Jacke auf den Platz, auf den ich setzen wollte. Von deutschen Urlaubern lernen, heisst siegen lernen, dachte ich.

All dies geschah innerhalb weniger Sekunden. Dann war ich am Tisch angelangt. Der Gastgeber sah mich an. «Hallo, Sie sind Thomas? Ich bin Alexander.»

Und damit hatte ich meinen Einsatz gemacht. Nichts ging mehr. Das Spiel begann, und an diesem Abend lief das Spiel eher schlecht als

recht. Meine Sitznachbarn waren für mich zwar nicht uninteressant, ihnen standen jedoch zu viele Alternativen offen. Von der Frau zu meiner Linken sah ich fast nur den Rücken, und auch der Mann mir gegenüber sprach eher mit seiner Nachbarin als mit mir. Obwohl sie nicht mehr als einen Meter entfernt sassen, waren sie genauso ausserhalb meiner Reichweite wie die Frau zu meiner Rechten in ihren 50 Zentimetern Entfernung.

Ich überlegte: Wie könnte ich nur die Leute dazu kriegen, zu mir zu kommen, sodass ich mich nicht um sie bemühen müsste? Als schliesslich der Mann und die Frau mir gegenüber aufstanden, um in einem kleinen unbeheizten Kabuff im Innenhof zu rauchen, kam mir eine Idee. Ich kündigte das Spiel auf und schloss mich ihnen an. Dann blieb ich den Rest des Abends in dem fensterlosen, verrauchten Raum - und unterhielt mich nacheinander mit allen Raucherinnen und Rauchern, die dort vorbeikamen. Keine Musik, nicht allzu voll, und im Stehen waren wir näher aneinander als an den ausladenden Tischen. Perfekte Bedingungen für mich. Der Abend war gerettet, hust, hust.

DAS UNSCHULDIGE ANGEBOT

Hi, ich bin Alexander. Magst du mit mir nach Hause gehen?»

Schlicht wie er ist, spricht theoretisch einiges für diesen Satz. Keine blöden Anmach-Sprüche mehr, aber auch kein Rumgeeiere. Einfach die Dinge auf den Punkt gebracht, gefragt und geguckt, ob Interesse besteht. Ausserdem kann man erwarten, dass die Antwort so klar ausfällt, dass es daran für mich auch nichts zu missverstehen gibt - egal ob sie im Lärm eines Uni-Korridors nach dem Seminar, in einem gut besuchten Cafe oder auf einer rauschenden Party gesagt wird. Der Satz ist also eigentlich optimal für Schwerhörige.

Sah ich jedoch in der Praxis eine Frau, die mir gefiel, so war ich meist nicht nur viel zu schüchtern, um das so durchzuziehen. Schon bei meinem ersten, zaghaften Versuch damit lernte ich, dass ich auf diese Weise nur vom Regen in die Traufe kam.

Ich war damals knapp ein halbes Jahr in Harvard, und in einem meiner Seminare gab es eine schöne Dunkelhaarige. Wenn sie sprach, hing ich an ihren Lippen wie bei keiner anderen. Zu meiner Freude sprach sie oft und viel. Soweit ich das sehen konnte, auch recht Kluges - oder

jedenfalls sah sie klug dabei aus. Als mir klar wurde, dass ich sie immer noch anstarrte, nachdem sie schon lange aufgehört hatte zu reden, und ich so regelmässig die Antworten der Professorin oder der Kommilitonen verpasste, dachte ich: Jetzt muss ich aber was tun.

Ich gab mir einen Ruck, sie anzusprechen. Direkt nach dem Seminar am späten Nachmittag und mitten im Lärm des Aufbruchs. Sie war gerade dabei, ihre Blätter zusammenzupacken. Vorsichtig ging ich näher heran. Ich wusste nicht so recht, was ich machen sollte, wenn sie ja sagte. Im Sommer wäre das kein grosses Problem gewesen. Ich hätte mir eine Wiese im Park gesucht oder das Flussufer, und da hätten wir uns hingestellt. Aber so, im kältesten und ungemütlichsten Februar, den man sich vorstellen konnte? Da blieb eigentlich nur eins der nahegelegenen Cafés - alle vollgestopft mit anderen Studenten und mit der entsprechenden Soundkulisse.

«Hey», sagte ich von der Seite.

«Hey.»

Ups, das hatte ich mehr gesehen als verstanden. Sie hatte nur ganz wenig den Kopf gedreht und packte derweil weiter ihre Sachen. Keine gute Sicht für mich. Ich fasste mir ein Herz und stellte mich direkt vor sie.

«Sag mal, magst du noch was trinken gehen?» Sie einfach so zu mir nach Hause einzuladen, schien mir dann doch zu dick und zu schnell aufgetragen. Sie sah auf.

«Wer bist du denn?»

«Alexander.»

Sie sah mich weiter an und überlegte. «Gut», sagte sie schliesslich und lächelte. «Machen wir. Ich treff dich in fünf Minuten am Haupteingang, okay?»

Ich war stolz auf mich. Während ich den Korridor zum Haupteingang hinunterging, fühlte ich mich wie ein bisschen angetrunken. Es herrschte dichtes Gedränge, der Lärm war für mich ohrenbetäubend. Während ich wartete, überlegte ich: Wo um Himmels willen sollte ich sie hinführen? Dann kam sie schon.

«Ich überlege gerade, wo wir hingehen könnten», sagte ich. Es war bereits halb sieben Uhr abends, also fragte ich: «Magst du auch etwas Kleines essen?»

Sie nickte. «Ja» verstand ich und «ein bisschen Hunger».

Ich ging im Geiste die Bars und Restaurants der Umgebung durch. Da war keines dabei, das leer und einigermaßen nett sein könnte. Ich merkte, dass sie unruhig wurde. Ich musste jetzt etwas vorschlagen, sonst würde es komisch aussehen. Da beschloss ich, alles auf eine Karte zu setzen. Denn es gab da ja einen Ort, der ruhig und, wie ich fand, auch nett war.

«Magst du mit zu mir kommen? Ich kann uns was kochen.»

Sie schaute überrascht. Und weil ich nach dieser Vorlage nichts mehr zu verlieren hatte, erklärte ich ihr, dass ich wirklich und ganz, ganz ehrlich keine bösen Absichten hatte, aber, wenn ich ehrlich wäre, ganz gut kochen könnte, und dass ich ausserdem gerade noch etwas Fischfilet und ein paar Garnelen zu Hause hätte, ich könnte eine brasilianische Fischpfanne machen, mit Kokosmilch und Koriander, das wäre doch vielleicht etwas, ob sie so etwas möge, falls nicht, hätte ich auch noch Nudeln, es sei auch gleich um die Ecke, na gut, zwei Ecken, aber -

«Ist gut», unterbrach sie mich.

Ich freute mich etwa zwei Minuten -- bis mir auffiel, dass ich damit nur die eine schwierige Situation gegen die nächste ausgetauscht hatte. Denn mich beim Kochen zu unterhalten, war für mich mindestens genauso schwer wie in einem Gate oder einer Bar. Bei Letzterem war der Störschall das Problem, bei Ersterem der fehlende Blickkontakt.

Beim Kochen mit Freunden hatte ich reichhaltige Erfahrungen gesammelt: Als meine Aufgabe Kartoffelschälen war, brauchte ich Minuten für jede einzelne, weil ich immer wieder aufschaute, um nicht völlig aus dem Gespräch zu verschwinden. Man nahm mir schliesslich die zu drei Vierteln ungeschälten Kartoffeln weg. Als ich dann versucht hatte, mitzureden und dabei Paprika zu schnippeln, hatte ich mir in den Finger geschnitten. Als ich Nudeln kochte und mich dabei angeregt unterhielt - ich musste mich dazu immer wieder zwischen dem Herd vor mir und dem Tisch mit meinen Gästen hinter mir hin- und herdrehen -, vergass ich vor lauter Aufregung im Wasser das Salz und in der Sosse mehrere wichtige Gewürze. Als ich den gleichen Spagat bei einem Risotto versuchte, brannte es an. Kurz: Versuchte ich zu kochen und mich nebenher zu unterhalten, ging entweder das Gespräch oder das Kochen mächtig schief. Im

aktuellen Fall konnte ich mir weder das eine noch das andere leisten.

Mit meinen Freunden hatte sich in den Jahren zuvor ganz pragmatisch Arbeitsteilung herausgebildet. Entweder ich kochte für sie, bevor sie kamen. Oder ich wurde von den aufwendigeren Vorbereitungen ausgeschlossen und durfte allenfalls Hilfsdienste erledigen, wie Wasser in den Topf füllen oder den Tisch decken. Doch heute konnte ich ja schlecht nur den Tisch decken und meine neue Bekanntschaft die ganze Arbeit machen lassen.

All das schwirrte mir im Kopf herum, als ich sie schliesslich in meine Küche lotste. Obendrein fühlte ich die lange Stille zwischen uns auf mir lasten. Denn als wir auf der Strasse nebeneinander herliefen, hatte ich sie ohne sie anzusehen nicht mehr verstehen können. Ich hatte also beim Gehen nur zur Seite geblickt. Nachdem ich fast gegen eine Laterne gelaufen wäre, hatte ich ihr die Situation erklärt und sie gefragt, ob es okay wäre, wenn wir uns erst am Ziel, bei mir zu Hause wieder unterhielten.

Als wir bei mir ankamen, waren wir gefühlt drei Stunden schweigend nebeneinanderher gelaufen. Eine sehr lange Zeit jedenfalls, wenn man sich gerade zum allerersten Mal trifft. Jetzt musste endlich mal wieder Konversation gemacht werden. Und vor allen Dingen müsste ich wenigstens die Fischpfanne so gut und schnell hinkriegen, wie es nur ging. Also sagte ich:

«Pass mal auf, du setzt dich jetzt da an den Tisch und trinkst diesen Wein, bis ich fertig gekocht habe, okay? Oder magst du dich so lange vielleicht ein wenig in mein Bett legen?»

Damit hatte ich es dann doch übertrieben.

Würdigung

Wie schon sein Blog Notquitelikebeethoven erzählt das Buch TAUBE NUSS von einem ganz bestimmten Leben mit wenigen oder gar keinen auditiven Informationen. Alexander Görsdorf reiht kleine und grössere Erlebnisse auf von der Kindheit bis zu Gegenwart, die davon geprägt waren, immer mit deutlichem Gespür für die Komik, die in diesen Situationen steckt.

In einem eigenen Abschnitt berichtet er in Tagebuchform, wie er ein "elektrisches Ohr" eingesetzt bekam, also ein Cochlea Implantat, es zu verwenden lernte und wie dies seine Wahrnehmungen beeinflusst hat. Er erklärt seine ganz

persönlichen Motive für den Schritt, vor allem aber, was das Implantat nicht kann: Ein früheres Hörvermögen wiederherstellen oder das von «Flotthörigen» (Alexanders Görsdorfs Ausdruck für das Gegenteil von schwerhörig).

Es ist Alexander Görsdorf gelungen mit TAUBE NUSS ein kurzweiliges und lehrreiches Buch darüber zu schreiben, wie es ist, nichts zu hören und trotzdem ein gutes Leben haben zu wollen. Hochdifferenzierte Sprache und das Potential die Hände optimal zu nutzen, machte den Menschen zum Menschen. Wer aber nur einen ungestörten Empfangs-Kanal für Sprache hat, nämlich die Schrift, muss Doppeltes und Dreifaches leisten, um das zu kompensieren.

Alexander Görsdorf beschreibt in TAUBE NUSS in kleinen, ganz persönlichen Episoden typische Situationen aus dem Leben eines Nichthörenden. Was passiert, wenn ein blitzgescheiter Mensch nicht mehr mitkommt, sobald Kommunikation auditiv wird, wenn Missverständnisse sich hochschaukeln und Nichtgehörtes kleine Katastrophen auslöst. Nicht umsonst hat Görsdorf als Kommunikationsberater gearbeitet. Wer wenn nicht er weiss, wie Kommunikation funktioniert?

Wie rettet sich so ein Mensch, wie bleibt er im Leben, wie arbeitet und liebt er? Er kann abtauchen und aufgeben oder die Waage finden zwischen Kompensation und Anpassung, die Skurrilität der Situation und sein Anderssein akzeptieren und damit zu einer einzigartigen Persönlichkeit werden.

Davon liest man in TAUBE NUSS. Von der anstrengenden Arbeit, auditiv-kommunikative Situationen vorweg zu planen, der noch härteren Arbeit in der Situation selbst am Ball zu bleiben und von Gaben, die andere wenig nutzen: scharfe visuelle Beobachtung, hohe Sensitivität für Schwingungen und Körpersprache, Konzentration auf das Gegenüber. Das alltägliche, beziehungs- und identitätsstiftendes Reden wird auf erfrischend und nachdenklich stimmende Art und Weise einmal von einer anderen Seite gezeigt.

Es sind oft überraschende Folgen des Schwer- oder Nichthörens, manche davon komplex, manche schlicht, alle zusammen veranschaulichen nachvollziehbar, wie dominant dieser Umstand im Alltag sein kann. Zudem ergeben sie das Bild von einem interessanten, reflektierten Menschen, der gelernt hat, mit sich umzugehen.

Alles in allem - absolut lesenswert.

[rr]